

Ansiedler in Transvaal.

Erzählung von B. Anders

(4. Fortsetzung.)

„Habt ihr das?“ rief Wilben laut lachend und dann küßte er den rosenfarbenen Mund und hinterher die zwei bürstigen Männer, welche ihm treuherzig die hart ausgebreiteten Hände reich-

ten. Es waren drei prächtige Gestalten, der Joseph, der Jakobus und die Marianne. Der älteste war dunkelhaarig und dunkeläugig, groß und stark, — der jüngste blond und kraus, leicht beweglich, beide frisch und gesund, vollwändig mit gebräunten Gesichtszügen und langen Vollbärten. Das „Lieblingsskind“ die Marianne überstrahlte das Brüderpaar an Schönheit. Das ganze Gesichtchen mit den rosigen Wangen sah ganz allerliebste aus, und wer einmal in diese pechschwarzen großen Augenblicke geschaut, der konnte das Bild dieser holden Mädchengestalt nicht wieder los werden.

„Nun, mein Junge willst du nicht unsere Mollis begrüßen?“ sagte Riven, der sich herzlich freute, als er die vier Menschen so einträglich bei einander sah. „Komm nur, Mollis, und sieh dir den neuen Hausgenossen an!“

Die alte sechzigjährige Negerin kam tänzelnd näher und lachte über das ganze Gesicht, als ihr Richard die Hand schüttelte und ihr ein paar freundliche Worte sagte.

Die Schwarze, die als Haushälterin fungierte, sah eigentlich recht drollig aus in dem gekrümmten, europäischer Kleide, der schneeweißen Schürze und der flatterigen Wänderhaube; aber lieb und gut war sie; das erkannte der junge Mann gleich am ersten Tage seines Hierseins.

Der Mollis mochte der bleiche, etwas kränklich erscheinende Teint Richards neben dem von der Sonne gebräunten Gesichtern der Riven auffallen.

„Junger Massa sehr, sehr weiß aussehen!“ sagte sie und nickte wieder ein paarmal. „Er wohl noch keine Sonne gesehen in seinem Leben, sonst braun sein müssen, so braun wie Mynherr und die beiden Massa dort!“

Jakobus schlug der alten Dame kräftig auf die Schulter und dann erzählte er ihr ernsthaft, daß sein Cousin einer ganz anderen Welt entstamme, auf welcher weder Sonne, noch Mond und Sterne zu finden seien. Dort in jenem Wunderlande gäbe es nur lauter weiße Geschöpfe ohne Blut und ohne Haat.

Mollis hörte staunend zu, dann aber eilte sie erschrocken ins Haus; sie hatte noch zur rechten Zeit an den Festbraten über brennendem Herdfeuer gedacht, der gerade heute bei dem feierlichen Einzug des neuen Massa nicht vertohlen durfte.

4. Kapitel.

Leben auf des Ohms Farm — Cousine Marianne — Straußenzucht — Nächtlige Jagd.

Richard Wilben lebte sich bald in die Verhältnisse Transvaals ein und es gefiel ihm außerordentlich in der neuen Heimath. Er wollte gleich am nächsten Tage mit Ohm und Cousin hinaus auf Feld wandern, aber davon wollte Riven nichts wissen.

„Zunächst bleibt du einige Tage auf der Farm,“ sagte er, „und besieh dir Haus und Hof und alle Einrichtungen, welche wir die ganze Jahre lang zur Verbesserung unserer Verhältnisse getroffen haben. Die Anne — damit meinte er Marianne — wird dir alles zeigen und dich einweisen in die Geheimnisse einer Burenwirthschaft. Bist du dann über die örtlichen Verhältnisse orientirt, so erlaube dein zweites Lebrjahr — die Erlernung der Land- und Viehwirthschaft!“

Mit dieser Disposition war unser Richard sehr wohl zufrieden. So in Gesellschaft seiner schönen lustig plaudernden Cousine in Haus und Hof umherzuspaziren zu dürfen, gefiel ihm außerordentlich, und auch die Marianne lachte fröhlich auf, als sie der „vader“ zum Lehrer des hübschen wohlgebildeten Cousin ernannte und ihr ernsthaft befahl ein wachsam Auge auf ihn zu haben.

Sie machte den gehorsam folgenden Richard schon am ersten Tage ihrer Lehrtätigkeit auf alle Einrichtungen im Hause und auf dem Hofe bekannt, zeigte ihm die Viehställe, die Getreidescheunen, die Waarenlager, führte ihn in die Hütten der fronspflichtigen Skaffen und machte ihn nebenbei auf ihre Lieblingshiere und Lieblingsblumen aufmerksam. Darüber vergaß sie auch nicht, für die weiblichen Bedürfnisse ihres bald liebgewonnenen Schülers Sorge zu tragen. Sie zog ihn zu Mollis nach der Küche hinüber und reichte ihm Speise und Trant. — Die alte schwarze Haushälterin freute sich allemal, wenn die beiden jungen Leute bei ihr eintraten und bei fröhlichem Geplauder ein kleines Gabelfrühstück einnahmen. — Jetzt sahen Marianne und Richard an einer Bank unter einem der Nie-

senbäume und „Apollo“, der große wolfsartige Hund, lag zu ihren Füßen. Wilben hatte mit diesem klugen Thiere schon am ersten Tage eine Freundschaft geschlossen und seit der Zeit sah Apollo den neuen Massa als vollwerth an und folgte ihm auf Schritt und Tritt.

„Du sagst, Marianne, du willst mich nächstens in das Haus eines Nachbarburen führen; was habe ich dann zu thun, um mich bei den Leuten beliebt zu machen?“ forschte Richard, der über die Anstandslehre der Transvaaler noch im unklaren war.

„Bei deinem Eintritt in ein Burenhaus giebst du allen Anwesenden der Reihe nach die Hand und wartest ruhig, bis dir die Hausfrau den Kaffee und der Hausherr den Tabaksbeutel präsentiert haben,“ entgegnete Marianne beseligt. „Ohne Kaffee und Tabak gehst in der Burenfamilie nicht ab, und wenn man dir Fleisch vorsetzt, dann giebst du dein Taschmesser hervor und schneidest dir wohnmöglich ein großes Stück herunter.“

„Ach!“ machte Richard. „Ja! und wenn du an ein Burengelößt kommst, dann gehst du nicht an demselben vorüber, — denn das wäre unfeindlich und zeugte von keinem guten Ton; sondern du trittst in das Haus ein und fragst freundlich nach dem Wohlergehen der Familie. Man redet im allgemeinen alle Leute mit „Dom“, jüngere mit „Neef“ an, die Frau des Hauses mit „Tante“, die Töchter mit „Nichte“. Nicht wahr, das ist sehr einfach?“

„Gewiß, meine liebe Marianne; aber wie muß ich mich bei der weiteren Unterhaltung benehmen? Muß ich ruhig zuhören, wenn der Hausherr dies und das erzählt?“

„O, der erzählt nicht viel!“ rief das Mädchen lachend und der Schult sah ihr in den Grübeln der Wangen. „Der Bure sagt allenfalls: Wie is je? („Wer seid Ihr?“) oder Waar tom je dan dan? („Woher kommt Ihr?“) und damit ist der Gesprächsfaß vorläufig abgesehen. Der Hausherr raucht Pfeife nach Pfeife, spudt die Stube voll und sitzt schweigend neben seinem Gaste. — Aber Apollo was ist da los?“ — Marianne erhob sich und blickte nach dem Walde hinüber, aus dessen Dunkel ein Kaffee mit großem Geschrei hervorströmte.

„Ein Tigermoh! Miß! Ein böser Tigermoh! hat Hennenfall bejagt und drei Stück getödtet Mynherr das schreckliche Thier tödten müssen, ehe neuer Schaden entsteht!“

„So, und das sagst du erst jetzt, Matali?“ sagte Marianne dourtsföwoll. „Du bist doch zum Hüter unser Strauße bestimmt. Warum wartest du nicht besser deines Amtes, pflichtvergeßener Diener?“

„O, Matali schon aufpassen; aber Tigermoh! sehr schlau sein und warten, wenn armer Miger nicht da sein!“ flugte der Schwarze. „Miß doch hinkommen und sehen, wie alles zugegangen!“

„Was ist denn eigentlich passiert?“ forschte Richard, der aus den kurzen, abgebrochenen Sätzen des Regers nicht recht klug werden konnte.

„Wir haben eine Straußenzucht,“ erklärte Marianne, „und jener Matali ist zum Hüter dieses wertvollen Zustiums ernannt. Er muß die Vögel warten und pflegen und aufpassen, daß die wilden Thiere, namentlich die Hyänen keinen Schaden anrichten. Papa hat ihm die strengste Wachsamkeit anbefohlen, und nun macht er sich doch der größten Lüffigkeit schuldig und verläßt seine Posten! Ich kann es Pa nicht verdenken, wenn er böse wird und den Menschen strenge bestraft! — Komm, Richard, wir wollen einmal hinübergehen und sehen, wie hoch sich der Schaden beläuft!“

Marianne führte ihren Cousin nach dem Walde hinüber, in welchem sich, durch harte und hohe Hege gesichert, dreißig bis vierzig Strauße befanden. Die großen, stolzen Vögel spazierten frei in dem inneren Raume umher, waren aber sehr aufgeregt und scheu und wollten sich gar nicht zufrieden geben.

„Und sie sind doch sonst so geduldig und zahm!“ sagte Marianne. „Aber freilich, wenn sie durch die wilden Thiere so erschreckt werden, dann ist es um ihre Ruhe geschehen!“ Jetzt erst erblidte sie die drei todtten Strauße und schrie laut auf. „Sieh doch, Richard, da liegen die armen Thiere! der einen Henne ist der Kopf vollständig abgerissen und der zweiten fehlen die Flügel. O, was wird der Pa sagen, wenn er das sieht!“

„Nun, ist denn der Schaden, den Ihr erleidet, ein so bedeutender?“ gab Wilben zu bedenken.

„Gewiß, Cousin! der Ertrag an Federn bei einem erwachsenen Strauß stellt sich jährlich auf 168—220 Mark; es erwächst uns also ein Verlust von mehr als sechshundert Mark und das Behlen dieser Summe macht sich in

unserm Haushalt immerhin fühlbar.“ Richard umging das Gehege und dann lehrte er zu Marianne zurück.

„Ich kann wirklich nicht begreifen, wie das Raubthier da hineingekommen ist!“ sagte er kopfschüttelnd. Eine Hyäne kann es unmöglich gewesen sein; denn diese Thiere besitzen zu wenig Schnellkraft, um ihren klöbigen, ungeschickten Körper über einen so hohen Zaun hinweg zu befördern. — Ah, Marianne, hier haben wir plöblich des Räthfels Lösung!“ rief der junge Mann und zeigte auf eine Stelle der oben mit hartem Eisendraht versehenen Einfassung. „Sieh, hier ist die Bestie hinübergesprungen und hier findet sich auch ein Büschel fahlgelber Haare vor, welche nur einem Leoparden angehören können und welche ihm die Stacheln des Drahtzaunes aus dem Pelz gerissen haben. Sieh ferner diese Blutspuren innerhalb des Geheges; sie rühren von einem Strauß her, welcher dem nächstlichen Räuber zum Opfer fiel und von diesem möglichenfalls in nächster Nähe Eures Gehöftes verzehrt wurde. — Ihr müßt mehr hunde halten, Marianne, welche frei umherlaufen und während der Nacht Patrouillendienste verrichten; dann liegt weniger die Gefahr vor, von wilden Thieren bejagt und überfallen zu werden!“

„Du redest, wie der Naturforscher und Jäger Neufeld auf Feldheim!“ sagte Marianne und blickte auf ihren Cousin mit stichlichem Erstaunen. „Der ist auf jedem Wissensgebiet zu Hause und weiß in allen Dingen Rath. — Ah, da kommt der Vater; er wird sogleich sagen, ob wir es hier mit einer Hyäne oder gar mit einem Leoparden zu thun haben.“

Der Ohm kam auf einem fast knochigen Fuchsbargeritten. Langsam stieg er vom Pferde und langsam und etwas umständlich begann die Untersuchung. „Unser Richard hat recht!“ sagte er endlich. „Ein Leopard hat drei Strauße erschlagen und einen Vogel davongeschleppt, — den Räuber müssen wir noch heute Nacht abfangen, sonst tödtet er uns nach und nach alle Thiere und fügt uns einen kolossalen Schaden zu!“

Während die drei Menschen dem Haupte zuschritten, erzählte der Onkel von den Ergebnissen seiner Straußenzucht.

„Ich war anfänglich ein entschiedener Gegner einer Einrichtung, welche sinnige, spekulative Köpfe in Südafrika erfunden und zur Ausführung gebracht haben,“ führte er aus. „Aber durch vieles Zureden seitens meiner Freunde machte ich doch den Versuch, gründete eine Straußenzucht und gewannen günstige Resultate!“

„Aber immerhin ergeben sich doch viele Unkosten, nicht wahr, Onkel?“ fragte Richard.

„Gewiß, mein Junge, die Stallfütterung, namentlich bei beschränkter Lokalität, ist nicht ohne Kosten. Man braucht, wenn der Bestand ein großer ist, viel Futter. Gebatte Luzerne, gestochter und gequerteter Mais, Kaffertorn (Holcus forghum) und gestöckte Heufedern werden in Limmenge gebraucht, und wenn die Sterblichkeitsziffer unter den jungen aber auch unter den erwachsenen Straußen, wie im vorigen Jahre, eine große ist, dann kann nur der Besitzer sein Geschick schlücken und haushiren gehen!“

„Die Straußenhennen brüten wohl nur einmal im Jahre, Onkel?“

„Nach der im Juli erfolgten Paarung beginnt das Legegeschäft der Hennen etwa Anfang August und dauert ungefähr sechs Wochen. Die Brütung findet abdann ihr Ende im Oktober und einen Monat oder auch sechs Wochen später beginnt die Henne d. h. wenn die jungen Vögel vorher entfernt wurden, nochmals zu legen. Das erste Gelege umfaßt fünfzehn bis zwanzig Eier, während das zweite erheblich hinter dem ersten an Zahl zurückbleibt.“

„Das Wachstum der jungen Strauße erfolgt wohl sehr langsam?“ fragte der wüßbegierige Richard.

„Im Gegenheil, die Thiere wachsen erstaunlich schnell. Schon nach sechs Monaten erreichen sie Mannshöhe. Freilich, später geht das Wachstum langsamer vor sich; aber erst nach zwei Jahren bekommt der Hahn die ersehnten weißen Federn, um beventuollen man alle Mühe und Arbeit und alle Unkosten trägt. Zur Erlangung derselben werden die Strauße auf den von Steinwällen eingegrenzten Weideplätzen vorzüglich in eine enge Umzäunung getrieben, von kräftigen Händen ergriffen und die sechzig bis zwanzig wachsenden Federn aus Flügel und Schwanz an der Wurzel mit einer scharfen Schere abgeschnitten, was die Thiere leichter ertragen, als das lästige Ausrupfen. Die abgeschnittenen Spulen entfernt man etwa nach zwei Monaten, wo das Ausziehen sich ohne Schaden für das Thier bewirkt läßt!“

„Aber, liebster Pa, denkst du denn nicht an deinen hungrigen Magen?“ fiel Marianne ein, welche bereits ungeduldig neben den beiden Männern dahinschlurft. Alle gelehrten Erörterungen über Landwirthschaft und Viehzucht liebte sie nicht. Ja, wenn das Gespräch sich um Blumenzeug oder auch um politische Tagesfragen drehte läste, dann wäre sie mit Leib und Seele dagewesen.

„So, Kind, kitz, lauf und melde der Mollis, daß wir gleich an dem Mittagstisch erscheinen werden. Joseph

und Jakobus kommen später. Sie wollten nach Feldheim hinüberreiten und nachsehen, ob Neufeld bereits von seiner Reise nach Kapstadt zurückgekehrt ist!“

Richard wurde neugierig. „Marianne erzählte bereits von dem genannten Herrn,“ sagte er. „Wer ist eigentlich dieser Neufeld und was treibt er hier in Transvaal?“

„Neufeld ist ein Deutscher, ein braver Mensch und mein bester Freund, den ich hier in der Nachbarhaft besitze,“ entgegnete der Ohm.

„Er hat in seiner alten Heimath viel trübe Erfahrungen gemacht, entschloß sich aber erst nach dem Tode seiner über alles geliebten Gattin, hierher nach Transvaal zu übersiedeln und lebt seit der Zeit still und zurückgezogen auf seiner Farm fern von dem Getriebe der Welt!“

„Er ist natürlich reich!“

„Ja, er besitzt bedeutende Kapitalien, die er in Kapstadt in der englischen Staatsbank untergebracht hat. Seine Farm ist zwar nur klein, aber vorzüglich eingerichtet. Die Kaffern, welche ihm zugehören, führen ein sorgloses, fröhliches Dasein, hängen aber an ihrem Herrn mit fast hündischer Treue. — Doch da kommen Joseph und Jakobus!“

Die beiden Söhne Riven's ritten auf stattlichen Pferden, aber ihrer Haltung im Sattel fehlte das Straffe, das Schneidige. Sie waren ganz Buren und schon ihr Keuchers erinnerte lebhaft an die starken, breitschultrigen Gestalten der Transvaaler. Ihre Büchsen hingen an Riemen nachlässig über die Schulter und der nie fehlende Patronengürtel, welcher den Schießbedarf beherrgte, lag quer über der Brust und sah, vom weitem gesehen, wie ein Bandelier aus.

„Du kannst wirklich stolz auf deine Söhne sein, Onkel!“ lobte Richard.

„Bin ich auch, mein Junge!“ sagte der Ohm, gesmeckelt. „Auchlich gleichen sie ja den Männern des Landes, wie ein Ei dem andern; aber ihr Charakter, ihre Anschauungen von der Welt und dem Leben, — ihr Wissen und Können hebt sie über das Großempor und macht sie werthvoller und würdiger in der menschlichen Gesellschaft. Mögen sie auch viel von den Sitten und Gebräuchen der Transvaaler angenommen haben, — das deutsche Wesen, das ihnen die Muttermilch zuführte, läßt sich durch solche äußeren Eindrücke niemals verlegen!“

„Guten Tag, Pa! Guten Tag, Richard!“ grüßten die Söhne, stiegen von ihren Pferden herab und setzten sich auf eine der Bänke, welche unter den Niesenbäumen vor dem Eingange des Hauses standen. Dienstfertige Negere eilten herzu und führten die in Schweiß gebadeten Köpfe nach dem Stall, um sie abzureiben und später mit der vielbeliebten Luzerne zu füttern. — Bald erschienen auch Marianne und Mollis und verwirten den Tisch. Das Essen selbst brachten reinlich angelegene Kaffermädchen.

Noch während der Tafel erzählte Riven seinen Söhnen die Ereignisse im Straußenhof, und Joseph, Jakobus und Richard waren sofort bereit, auf den nächstlichen Räuber zu fahnden.

Bei einbrechender Dunkelheit begaben sich die drei jungen Leute nach dem Walde hinüber, an dessen Rand der ausgebreitete Straußenhof stieß. Jeder suchte sich ein passendes Plätzchen. Joseph sahte Posto hinter den Gebäuden, in welchem die Vögel zu gewissen Zeiten untergebracht wurden, Jakobus suchte eine leerstehende Kaffernhütte auf, und Richard verdeckte sich in nächster Nähe der bekannten Sprungstelle und verbarg sich in einem Mimosenbüsch.

Wilben hatte eine günstige aber auch sehr exponirte Stellung; denn hinter seinem Rücken zog sich hohes Unterholz hin und hier konnte er Geschrei lauschen, von der anschließenden Bestie entdebt und überfallen zu werden. Aber er verließ sich auf sein gutes Gehör, das selbst das leiseste Geräusch aus weiter Ferne auffing, und auf seine Treffsicherheit, die er bei geeigneten Gelegenheiten in seiner Vaterstadt so oft erprobt.

Links neben ihm stand ein riesiger Gelbholzbaum, ebriwüchsig und altersgrau mit Lianen behangen und einer grau-grünen Flechte besetzt.

Einer seiner gewaltigen nur mit dürftigem Laubwerk ausgestatteten Aeste ragte weit über den Straußenhof hinaus und von ihm aus, das bemerkte Richard erst jetzt, hätte der Leoparden sehr leicht einen Angriff auf die Vögel unternehmen können; aber so klug war wohl das Raubthier nicht.

Stunde nach Stunden verrieth, da ertönte seitwärts ein leiser, fauchender Laut, als ob eine Katze ihr Wohlgefallen kundgäbe.

„Ob das der Leoparden ist?“ dachte Richard. Er sah keine Büsche fester und erwartete mit klopfendem Herzen das Nahen der Bestie.

Der Mond stand hoch am Himmel, aber ein Wolkenflecker lag darüber, versperrte das Silberlicht und hüllte die ganze Gegend in Dunkelgrau ein. Wohl eine Viertelstunde verging ohne den geringsten Laut. Leichte Reibschleier bildeten sich, wogten und wechelten durcheinander, verdeckten sich mehr und mehr und bald, das ließ sich erwarten, mußte das graue Dunstgewebe den ganzen Straußenhof überspinnen.

Jetzt wurde Richard unruhig. Die

Situation konnte für ihn sehr gefährlich werden und dazu das unglückliche Mischgeschick! Warum hatte er nicht auch einen sichereren Ort gewählt wie Joseph und Jakobus?

Richard hielt den Athem an und lauschte in die Nacht hinaus; aber nichts regte und rührte sich. Da ließ einer der Strauße einen seiner fonderbaren Reklame hören und sofort ertlang auch wieder der leise fauchende Laut, dann ein vorsichtiger Tritt wie von Regenfohlen und endlich ein eigenthümliches Klirren und Klingeln. War's nicht, als wehe der stinkende Athem der Bestie herüber?

Richard schrak unwillkürlich zusammen. Der Leoparden war doch klüger als er geglaubt hatte. Er schlich den Stamm des großen Gelbholzbaumes hinauf, um von da oben über die unbequeme, pelzzerreißende Umzäunung hinweg auf die Strauße zu stürzen. Das leise Klirren verursachte die sich in die Rinde eingrabenden Krallen.

Ein dunkler Gegenstand zog sich an dem sich seitwärts neigenden Baumstamm empor. Man unterschied bei dem mehr und mehr sich dichtenden Nebel weder den fleckenreichen Pelz des Linters noch die Umrisse des Körpers selbst, der sich überaus langsam fortbewegte und zeitweise ganz ruhig liegen blieb.

Jetzt glitt der Leoparden auf den starren Ast hinaus, der sich über den Straußenhof hinzog, und nun bemerkte Richard die Bestie. Ein Vogel flatterte erschreckt aus dem Gezweig und flag mit lautem Geschrei in die Nacht hinaus. Der Räuber hob vorsichtig den Kopf, vielleicht um dem Fährtenführer nachzusehen; aber das war sein Verberben. Richards Büchse klagte, — mardurchschüttelnder Schrei ertönte und der Leoparden hing zwischen Himmel und Erde. Die Vorderpranken hielten den Ast umklammert, aber nur zu bald erlachte die Kraft des Körpers und nun stürzte das Thier, kläglich miauend in den Hof hinab. Zwei Schüsse trachten fast zu gleicher Zeit und der Straußenlieb, der sich vergeblich aufzuraffen verfuhte, streckte seine mächtigen Glieder aus und verendete.

(Fortsetzung folgt.)

Parfummoden.

Aus London wird berichtet: Auch der Parfums hat sich die Mode bemächtigt, und sie treibt auf diesem Gebiete manche wunderliche Blüthe. Gerade die jetzige Jahreszeit wird von Damen als die „Zeit der Wohlgerüche“ angesehen, und die Nachfrage nach Parfums wächst täglich. In einer Woche hat z. B. eines der großen Londoner Establishments allein etwa 250 Liter Parfums verkauft. Auch einige neue Sorten Wohlgerüche sind kürzlich eingeführt worden. Eau de Cologne ist von dem Toilettenfach verbannt, und Lavendelwasser, das Lieblingswasser der verstorbenen Königin Victoria, wird als Parfums öflicher und gefeierter Damen angesehen.

Das neueste Modeparfums ist Chamrod (Klee). Wichtig ist aber vor allem, daß alles in völliger Uebereinstimmung steht. Das ist die neueste „Crage“. Eine Dame erwählt sich das Parfums des Tages, z. B. eben Chamrod; folgerichtig nimmt sie nun ein Bad mit Aleeperfum; Toilettenwasser und Seife haben eben denselben Wohlgeruch, ebenso das Voudoir; es werden Aleeperfum Kleider, die besonders parfümirt sind, getragen, und vielleicht hängt auch ein Medaillon mit einem Kleeblatt an ihrer goldenen Kette. An ihren Armabändern haftet Aleeperfum, sie benutzt nur Botten und Briefumschläge, die mit Chamrod parfümirt sind; ihr Taschchen und schließlich auch ihr kleiner Mops oder Pudel sind mit Alee besprenget.

Für diesen einen Tag ist alles Aleeperfum; morgen wird es vielleicht Rosenessenz sein, und jeder folgende Wochentag wird seinen besonderen Wohlgeruch haben. Manche kleine Schooche werden buchstäblich in ein Bad von Wohlgerüchen getaucht. In der Regent Street sieht man vielleicht einen kleedustenden Terrier, in der Dxford Street einen Lavendel-Schäferhund, und in Piccadilly verbreitet ein französischer Pudel Ambra Zeeal-Düfte. Auch diamantverzerte Hundehalsbänder mit besonderen Behältern für Parfums werden jetzt verkauft.

Das wahre Dorado.

Unter dem Titel „Eine Suche nach verjunkten Schätzen“ bringt Benjamin Taylor in einem Artikel der „Englisch Illustrated“ sehr interessantes Material bei, daß die Frage nach dem oft gesuchten „El Dorado“ lösen soll. Es ist eine seltsame Geschichte, die da erzählt wird. Weit oben in den Höhen der Anden, einige 9000 Fuß über dem Meerespiegel, liegt in dem Hochland von Bogota der See Guatavita. Man vermuthet, daß dieses Hochland die Heimath der Kartoffel ist, die bis zum heutigen Tage sein hauptsächlichstes Produkt bildet. Dieser See wird jetzt von einer Aktiengesellschaft mit Bemühung der columbischen Regierung trocken gelegt; der Zweck dieser Trockenlegung, die an sich eine sehr schmerzliche Arbeit ist, beruht auf einer Geschichte, die wie ein phantastischer Roman klingt. Dieser See soll das berühmte „El Dorado“ sein. Hier wurde, wie berichtet wird, der Kazi von Guatavita mit einer leibigen Substanz bedeckt, auf die Goldstaub gestreut wurde, und diese goldene Bedeckung bildete seine Beklei-

dung, wenn er die Opfer vollzog. Der Ausdruck „El Dorado“ bedeutet danach „der Goldene“ oder „der goldene Mann“ und nicht „die goldene Stadt“, wie man gewöhnlich meinte. Der Kazi von Guatavita, der eine Armee von 30,000 Mann hatte, herrschte dort über mehr als eine Million Menschen. Der See, der auf dem Gipfel eines kegelförmigen Berges gelegen ist, wurde von ihnen als der Sitz ihrer Schutzgöttheit betrachtet, der sie zweimal jährlich opfern zu müssen glaubten. Daher versammelten sich zu festgesetzten Zeiten alle Untergebenden des Kazi mit goldenen Opferpenden, und zu einer großen Procession geschaart zogen sie mit Musik zum See. Dort angekommen, schiffen sich der Kazi und die mächtigsten Günstlinge in großen Kanoes auf den See ein, wozu Stufen in das Ufer eingehauen waren, und zu gleicher Zeit zerstreute sich das Volk rings um den See. In der Mitte des Sees angelangt, bestiegen die Günstlinge den Kazi und bewaperten ihn verschwebenberich mit Goldstaub. Auf ein gegebenes Zeichen wandte sich nun das Volk mit dem Rücken zum See und im Augenblick, wo der Kazi untertauchte, jauchzten sie und schleuderten so weit wie möglich ihre eigenen Opfergaben über die Schulter in den See. Darauf tam der Kazi an das Land und lehrte in seine Hauptstadt zurück, in derselben Art, wie er gekommen war, und überzeugt, daß die Sünden, die von ihm und seinem Volk während des letzten halben Jahres begangen worden, jetzt gelöscht seien. Durch diese halbjährliche Spende müssen natürlich allmählich außerordentlich werthvolle Schätze in dem See aufgeschwemmt worden sein. Man hat ihren Werth auf Hunderte von Millionen geschätzt. Als die Spanier das Land eroberten, verfolgten sie die Eingeborenen, um Gold zu erhalten, so grausam, daß die meisten von diesen Alles, was sie noch hatten, in diesen See warfen. Der damalige Kazi selbst veranlaßte, daß in der Mitte des Sees so viel Goldstaub, als 50 Menschen schleppen können, versenkt wurde. Die früheren Nachforschungen sind immer mit reichen Ergebnissen belohnt worden. Der See ist, wie angegeben wird, 1200 Fuß lang, 1000 Fuß breit und im tiefsten Theil 46 Fuß tief.

Sprachliche Vergeßlichkeiten.

In einem Artikel der „Täglichen Rundschau“ heißt es: „Unser Jahrszahl spricht von Goldplombe, obgleich Plombe doch eigentlich nur aus Blei bestehen kann. Wir führen Wachs-zündhölzchen bei uns, die doch nichts von Holz oder Stöbchen an sich haben. Die Vesterreicher haben Papier-Gulden, weil man dort längst vergessen hat, daß Gulden goldene Münzen sein sollen. Die Limonade hat ihren Namen von den Limonen, den Citronen, und in England häßt man auch streng darauf, daß dem Gaste, der um „Limonade“ bittet, kein anderes Getränk als Citronenwasser gereicht wird, aber auch anderwärts giebt es Limonaden, also Citronenwasser, der verschiedenen Sorten ohne allen Citronensaft, sogar Himbeerlimonade, obgleich die süße Himbeere und die saure Citrone schlecht zusammenpassen.“

Wenn von den siamesischen Zwillingen die Rede ist, so denkt man kaum mehr daran, daß sie aus Siam stammen, sondern nur noch daran, daß sie zusammengewachsen waren; daher konnte man jüngst in den Zeitungen lesen, daß in Böhmen „siamesische Zwillinge“ geboren worden seien. Ebenso geringe Beachtung findet der ursprüngliche Wortsin, wenn in Zeitungen über ein Concert geschrieben wird: „Die Solostimmen lagen in bewährten Händen der Frau K. und des Herrn N.“ Die alten Grammatiker hatten für eine solche seiner eigentlichen Bedeutung widersprechende Verwendung eines Wortes den Kunstausdruck „Anastrophe“ (gleich Mißbrauch). Uns aber liegt es fern, gegen die Anastrophe, da sie sich in allen Sprachen finden und keineswegs in der deutschen mehr als in anderen, einen „Querlatz“ zu führen, denn Querlatz selbst ist eine der ärgsten Anastrophe, da „querlatz“ allein schon bezeichnet, was das ganze Wort besagen soll: den kleinen Krieg.“

Ein junger Mann war in Fallersleben vor Gericht geladen. Nach Beendigung der Sitzung verließ er den Gerichtssaal mit den Worten: „Majestät, meine Herren!“ Dieser Wunsch trug ihm eine Ordnungstrafe von 10 Mark ein. Nächstens wird er lieber 10 Mt. für eine eigene Majestät ausgeben, statt sie anderen Leuten zu wünschen.

Der so viel genannte Gentleman-Eindreicher in New York hat seinem Geschäftsgenossen in einer kurzen Saison \$50,000 erquartert. Da der Mann aber als Gentleman standesgemäß leben muß, sind seine „Erpenfes“ so groß, daß nicht viel seines Verdienstes übrig bleiben dürfte.

Ein junger Millionär in Philadelphia hat die Wärrerin geheiratet, welche ihn während seiner Krankheit pflegte und ihn so liebenswürdig, freundlich und sanft behandelte. Na, wir möchten mal die Ankanndarierin sein, die zu einem jungen, unverschämten Millionär nicht sehr lebenswürdig, freundlich und sanft wäre.

„Gut sein, heißt glücklich sein.“